

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 2 (1818)

5 (2.2.1818)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-766901](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-766901)

Oldenburgische Blätter.

N^o. 5. Montag, den 2. Februar, 1818.

Von dem Unvermögen des Publicums, die Geschicklichkeit seiner Aerzte und Wundärzte aus ihren Curen zu beurtheilen.

(Fortsetzung.)

Wir wünschen, man möge hieraus bemerken, daß man zuweilen irren könne, wenn man schließt: „Einer hat sich eine Zeitlang mit der Cur einer Krankheit beschäftigt, und nichts ausgerichtet, bey einem andern ist aber die Krankheit in kurzem überwunden, also hat der zweyte den Kranken curirt, der erste aber zur Cur nichts beygetragen.“

Ein Bürger von ungefähr 30 Jahren brach das Bein auf ebener Erde im Spaziergehen. Es ward sogleich zu einem Wundarzt geschickt; dieser legte seinen Verband an, und richtete alles so ein, wie man es von einem guten Wundarzt verlangen kann. Nach zehn Wochen glaubte der Wundarzt, dem Kranken das Aufstehen sicher erlauben zu können. Dieser trat kaum auf das Bein, so war es wieder an demselben Ort zerbrochen. Nun hätte man das Geschrey von Hohen und Nie-

dern hören sollen? „Der Wundarzt, hieß es, ist ein rechter Lump, ein unwissender Mensch, unwissender, als der Scharfrichter, der wohl zwanzig Beinbrüche, und alle glücklich curirt hat!“ Nun ward ein anderer Wundarzt von gutem Ruf gefodert. Er verband das zerbrochene Bein, ordnete alles gehdrig an; und nach einem Vierteljahre, als er dem Bürger erlaubte, darauf zu treten, brach es abermal an dem noch nicht geheilten Ort. Hatte die Unwissenheit zuvor noch nicht geschrieen, so schrie sie jetzt zur Schande der beyden Wundärzte, und zum Ruhm des Scharfrichters.

Jetzt ward ein dritter Wundarzt, und zugleich auch ein Arzt, berufen. Jener verband gehdrig, der Arzt aber verordnete innerliche Mittel; und diesmal wurde der Beinbruch geheilt. Nun war aber das Bein nicht ganz gerade, sondern etwas krumm. Auch dieser

Wundarzt kam schlecht weg, indem das Publicum versicherte, „der Scharfrichter würde das Bein gerade geheilt haben.“ Diese Geschichte gab zu einem Rechtshandel Gelegenheit. Der Bürger wollte keinen von seinen Wundärzten bezahlen. Sie klagten. Der erste Wundarzt verlangte das ausgelegte Geld für seine angewandten Verbandfachen, und seinen Arztlohn; der Bürger verlangte aber eine Schadloshaltung für seine Schmerzen, sein langges Lager, und die Versäumnis. Der Richter sprach: „der Wundarzt hat nichts zu fordern; er hätte es besser machen sollen.“ Der zweyte Wundarzt ward eben so abgespeiset; und als der dritte auftrat, so hieß es: „er sollte das Bein gerade heilen, dann sollte er bezahlt werden!“ Auch der Richter versicherte ihn, daß der Halbmeister es besser gemacht haben würde! Er bekam dennoch den halben Arztlohn.

Last uns nun diese Geschichte nach ihrer wahren Lage betrachten, und beurtheilen! Wenn ein gesunder Mensch das Bein gebrochen hat, so wird zur Heilung desselben nichts weiter erfordert, als daß man die abgebrochenen Knochen gegen einander setzt, und alles demnächst so anordnet, daß die zerbrochenen Theile in Ruhe bleiben können. So wie es bey einem Hunde, der ein Bein zerbrochen hat, hinreicht, wenn man es gehörig schindelt und verbindet, so gilt dieses auch bey gesunden Menschen. Die Heilung ist in diesen Fäl-

len nicht ein Werk der Kunst, sondern der Natur. Denn im gesunden Zustande bewegt sich in der Substanz des Knochens eine Feuchtigkeit, welche ihn ernähret; und diese Feuchtigkeit ist es, welche aus den beyden Enden der gebrochenen Knochen, herausläuft, anfänglich in einen Knorpel, demnächst aber in einen Knochen verwandelt wird, welcher die zerbrochenen Enden des Knochens wieder zusammen fügt und mit einander verbindet. Zur Heilung eines Beinbruchs in einem gesunden Körper ist also, wie gesagt, ein geschickter Verband und die Ruhe des zerbrochenen Gliedes hinreichend. Darum fährt der Scharfrichter hiemit oft eben so glücklich als der Wundarzt.

Wie wird es aber gehen, wenn die Feuchtigkeit, vermittelst welcher zerbrochene Knochen wieder zusammen heilen müssen, zur Heilung ungeschickt geworden ist? Alsdann heilt der zerbrochene Knochen nicht eher zusammen, bis man diese Feuchtigkeit verbessert hat. Zwey Krankheiten sind es vornehmlich: der Scorbut und die Lustseuche, woben die Feuchtigkeit, welche den Knochen ernähren muß, nach und nach verdirbt, und so scharf wird, daß sie die Knochen anfriszt, und sie gemein zerbrechlich macht. Es fehlet nicht an Beyspielen, wo dergleichen Leute ein Bein gebrochen haben, indem sie aus dem Bette aufstehen, ja sogar, da sie sich in demselben nur haben umwälzen wollen. *) Unser Bürz-

*) Solche Beyspiele kommen bey alten gichtischen Personen vor, bey denen der Gluten, (Leim) fehlt, welcher die übrigen Bestandtheile der Knochen

ger hatte aber den Scorbut in einem hohen Grade; und also wird man jetzt einsehen, warum er sein Bein auf ebener Erde zerbrach, warum der zerbrochene Knochen weder bey dem ersten noch zweyten Wundarzt heilte, obgleich sie ihren Verband geschickt angelegt hatten, und warum dieses endlich bey dem dritten Wundarzt geschah, als der Arzt den Scorbut wegnahm, die Säfte des Kranken verbesserte, und der sich in dem Knochen bewegenden Feuchtigkeit ihre heilende Eigenschaft wieder verschaffte. Was würde hier der Scharfrichter wohl vermocht haben? Hätte er wohl die Kenntniß gehabt, die in den Knochen enthaltene verdorbene Feuchtigkeit zu verbessern, und ihr die heilende Eigenschaft wieder zu schenken? Gewiß eben so wenig, als die Wundärzte. Kann hier das Publikum aus dem Erfolg urtheilen?

Fleischessender Thiere, nämlich Fasernstoff, phosphorsaure Kalkerde, u. s. f. verbindet. Einen merkwürdigen Fall dieser Art kann ich hier erzählen: Eine etwa 70jährige, magere, gichtische, sich schlecht nährenden hiesige Bürgerfrau brach den Oberarm, als sie bey dem Aufstehen aus dem Bette den Stock zufassen wollte. Sie hielt es für eine Verstauchung. Der hinzugerufene Wundarzt erkannte sogleich den Bruch, erkundigte sich nach der Ursache, an die er nicht glaubte, sondern einen Fall, oder Schlag, vermuthete. Die Frau leugnete beydes, so wie den Knochenbruch, und widersetzte sich dem Verbande, bis ich gerufen ward und nach der Untersuchung dem Wundarzt beystimmte. Nun ward ein gehöriger Verband angelegt. Die Frau erhielt, neben zweckmäßigen Arzneyen, gute stärkende Nahrungsmittel. Nach mehren Wochen war keine Spur von Heilung zu bemerken. Unerwartet brach jetzt auch der Lendenknochen der nämlichen Seite, indem sie sich im Bette umwälzte. Auch dieser Bruch blieb unheilbar bis zum Tode, der nach etwa 3 Monaten, bey schleichenden Fiebern und gänzlicher Entkräftung erfolgte. Die von mir gewünschte Untersuchung der zerbrochenen Knochen ward nicht gestattet. Aehnliche Fälle findet man bey einigen Beobachtern aufgezeichnet.

Gr.

Eine Wirthesfrau, die schon ziemlich alt war, ward im Frühjahr mit einem andertägigen Fieber befallen. Ein Soldat, der in ihr Haus kam, sagte, daß er dagegen ein schon oft versuchtes treffliches Mittel habe. Die Wirthin antwortete, sie könne nicht einnehmen. „Das, sagte der Soldat, ist auch gar nicht nöthig! Sie muß nur einen kleinen von Leinwand gemachten Knoten, worin ich etwas verbergen werde, mit einem blauseidenen Faden um den Hals hängen.“ Sie wurden ihres Handels eins. Der Soldat brachte das Amulet, (Anhängsel) die Wirthin hing es um, und das Kindchen lag in der Herzgrube. Das Fieber, welches sie schon siebenmal gehabt hatte, blieb sogleich aus. Der Soldat erhielt seinen Gulden, und ward mit Freuden bezahlt, weil er versicherte, dies Anhängsel halte sich drey Jahre lang.

Auf die Weise, dachte die Wirthin, kann ich den ausgegebenen Gulden wohl hundertmal wieder verdienen! Da das Fieber gleich nach dem Gebrauch des Anhängels ausblieb, so bewunderten, mit der Wirthin, auch die Gäste diese schöne Cur. Etwa drey Wochen darnach ward die Wirthin von einer Nachbarin ersucht, ihr das Anhängel zu leihen. Auch diese hatte den Fieberanfall schon sechs bis siebenmal gehabt. Da sie nicht mehr geben wollte, wurden sie um einen halben Gulden eins. Das Fieber kam noch einmal wieder, demnächst aber blieb es aus. Was sagte das Publicum hiezu? „Das ist, sprach es, ein schönes Anhängel!“ und viele wünschten auch eins dergleichen zu haben; die Wirthin wollte es aber nicht verkaufen. Wer würde es wohl verkauft haben?

Nun wenden wir uns zu der wahren Zergliederung dieser Krankengeschichte. Die Fälle sind gar nicht selten, da Einer den ganzen Winter hindurch von einem viertägigen Wechselfieber geplagt ward, welches, wenn man es besiegt hatte, doch bald wieder kam, im Frühjahre aber von selbst ausblieb. So mächtig ist das Frühjahr in Tilgung eines Wechselfiebers. Die anderntägigen Wechselfieber, welche im Frühjahr einfallen, pflegen daher, vor dem neunten Anfall, von selbst auszubleiben. So geschiehet es mehrentheils, wenn man der Natur ihren Lauf läßt; obgleich es mit dem Herbstfieber eine ganz andere Bewandniß

hat. Und nun wird man leicht einsehen, daß es sehr zweifelhaft ist, ob das Anhängel, oder die Natur, die Wirthin und ihre Nachbarin von dem Fieber befreyet hatte.

Wir wollen die abgebrochene Geschichte fortsetzen, und diese wird uns sagen, welches von diesen beyden Stücken wahr ist. Nachdem die Wirthin und ihre Nachbarin das Anhängel gebraucht hatten, verfloß beynähe ein halbes Jahr, bis es im Herbst wieder für einen halben Gulden ausgeliehen ward. Diesmal richtete es nichts aus. Es ward bey noch zwey Andern versucht, aber mit keinem bessern Erfolge. „Mir hat es zwar geholfen, sprach jetzt die Wirthin, aber es muß zu alt geworden seyn. Indes ist der Soldat doch ein Betrüger, weil er mir versprochen hat, daß es in drey Jahren seine Wirksamkeit nicht verlieren sollte.“ Weil nun Keiner der Wirthin ihr Anhängel mehr abborgen, oder abkaufen wollte, und sie nichts mehr damit machen konnte: so ließ sie sich von ihren Gästen bereden, den Knoten zu öffnen, und dies um so lieber, weil ihre eigene Neugier es verlangte. Man fand in demselben ein Stück zusammen gelegtes Papier, und auf demselben die bekannte Schnurre:

Die Alte

Hat das Kalte;

Der Teufel hohl die Alte!

So vergeht ihr das Kalte.

Die Gäste lachten; die Wirthin schalt

und fluchte auf den Soldaten und be-
dauerte ihren Gulden.

Aus dieser Geschichte ist zu ersehen,
daß man oft nicht beurtheilen kann, ob
ein angewandtes Mittel, oder die Na-
tur, die Genesung bewirkt hat, als
bis man das Recept gesehen hat, und
das Mittel und dessen Kräfte kennt.
Hätte der Soldat eine unbekante

(Der Schluß folgt.)

Sache in dem Knötchen verborgen ge-
habt, so würde die Wirthin vermuth-
lich bey der Meinung geblieben seyn,
daß die Arzney zu alt, und daher un-
wirksam geworden sey. Das Recept,
welches sie hier antraf, verstand sie
aber, und erkannte auch, daß es un-
möglich das Fieber hatte vertreiben
können.*)

Ueber die Zwitter (Hermaphroditen) unter dem Rindviehe.

Der berühmte Englische Anatom
John Hunter bemerkt**) daß unter
dem Rindviehe sehr häufig Zwitter d. h.
solche Thiere, welche weder männlichen
noch weiblichen Geschlechts, oder viel-
leicht beydes zusammen sind, vorkom-
men: man beobachtet häufig, daß, wenn
eine Kuh zwey Kälber verschiedenen
Geschlechts auf einmal zur Welt bräch-
te, das dem Anscheine nach weibliche
Kalb zur Fortpflanzung untauglich, und
ein wahres Zwitterkalb wäre, das
man in England Free-Martin nen-
net; das männliche Kalb hingegen wäre
ein vollkommenes Thier. Doch bemerkt
Hunter, daß diese Abweichung nicht

immer Statt finde, so wie auf der an-
dern Seite Zwitterkälber geboren wür-
den, die keine Zwillinge wären: in
den äußerlichen Theilen gleiche das
Thier (der Zwitter) einer Kuh, aber
es zeige so wenig Neigung zu dem
Stiere (Bullen), als dieser zu ihm;
die Gestalt des Zwitteres überhaupt
hielte das Mittel zwischen einem ver-
schnittenen Stiere (Dachsen) und einer
verschnittenen Kuh; er wäre ansehnlich
größer, als ein Bulle oder eine Kuh,
und seine Hörner gleichen den Hörnern
eines Dachsen; auch würde er sehr leicht
gemästet, und sein Fleisch hätte eben so,
wie das vom Dachsen oder einer ver-

*) Auf ähnliche Weise ist das sogenannte Fieber Abschreiben zu erklären. Es
wird scheinbar helfen, wenn es zur Zeit geschieht, da ein Frühlings-Wechsel-
Fieber (anderntägiges kalte Fieber) nach 6—7 maligem Anfall von selbst
ausbleibt. Etwas mag hiebey auch der Glaube und die Einbildung thun.

**) in seinen Observations on certain parts of the animal Oeconomy. Se-
cond Edition, London, by Nicol and Johnson, 1792. S. 55. u. f.

schnittenen Kuh, viel feinere Fibern (Fasern) als das Bullen- oder Kuhfleisch, und man sage, daß es selbst das Fleisch eines Ochsen oder einer jungen Kuh in Ansehung der Feinheit des Geschmacks bey weitem übertrefte, und weit theurer verkauft werde.

undisuror mag rudiß est hupdm

H. giebt eine anatomische Beschreibung von dreym Zwittern (Free-Martins), unter denen ich hier eine ausheben will.

Die äußern Geschlechtstheile waren etwas kleiner, doch sonst im Ganzen wie bey einer Kuh. Die Mutterscheide lief auf ähnliche Weise, wie bey der Kuh, bis zur Oeffnung der Harnröhre; von hier aber zog sie sich in einen kleinen Kanal, der bis zur Theilung des Uterus (der Gebärmutter) in zwey Hölern zusammen ging; jedes Horn lief längst der Kante des breiten Bandes seitwärts zu dem Eyerstocke. Am Ende dieser Hörner fanden sich die Eyerstöcke und Hoden; beyde waren ohngefähr von gleicher Größe, fast wie eine kleine Muskatennuß. Zu den Eyerstöcken konnte ich keine einzige Muttertrompete finden. Für die Hoden (Testikeln) waren unvollkommne zurückführende Gefäße (Vasa deferentia) da. Das linke Gefäß trat nicht wie das rechte, welches sich hingegen in eine Nebenhoden endigte, nahe an den Testikel. Sie

waren beyde durchbohret, und mündeten in der Mutterscheide nahe bey der Oeffnung der Harnröhre. Auf der hintern Oberfläche der Urinblase, oder zwischen dem Uterus und der Harnblase, befanden sich zwey Säcke, die beyhm Männchen die Samenbläschen heißen, aber die weit kleiner als bey dem Bullen waren. — Dies Thier war sieben Jahr alt, hatte oft mit Ochsen gezogen, ging zu einer andern Zeit mit Kühen und Bullen zusammen, zeigte aber weder für jene, noch für diese einige Zuneigung. — So weit Hunter.

Auch in der Schweiz scheinen solche Kindvieh-Zwitter nicht gar selten zu seyn. Der Dr. Stadlin sagt hierüber folgendes *): „Wenn Zwillinge (unter dem Kindvieh) geboren werden, so heißt das weibliche Kalb ein Zwick (Zwitter?). Ausgewachsen hält er die Mitte zwischen Ochse und Kuh. Er verbindet mit der Größe und Stärke von jenem die Geduld und Folgsamkeit der Kuh. Der Zwick giebt keine Milch, zeigt auch keinen Geschlechtstrieb (wird nie rinderig). Und doch sind mir Fälle bekannt, wo dieser Trieb durch Aphrodisiaca erzwungen wurde, solche Thiere empfangen haben, und in gute Kühe umgewandelt worden sind. Der Thierarzt Schumpf, zu Steinhausen im Canton Zug, will auch schon wahre Zwit-

*) Im Archiv für Thierheilkunde, von einer Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte. 1r Jahrg. 1s Hoft. Aarau, 1816. S. 51.

ter beobachtet haben, die er kastriert hat. Die Hoden lagen im Eutergrunde ohne Hodensack und Ruthe. Der Urin entleerte sich durch die Scheide in. s. w.

Ich habe bisher vielfältig und in mehreren Gegenden Deutschlands über diese merkwürdige Erscheinung unter dem Rindviehe Erkundigungen einzuziehen, und wo möglich, ein Thier dieser Art näher untersuchen und beobachten zu können, gesucht, allein vergebens; und so erging es mehreren.

Einige auswärtige Naturforscher theilten mir kürzlich ihre, sich auf Erzählungen von Landleuten stützende Vermuthungen mit: daß vielleicht in unsern Marschgegenden dieses Phänomen nicht so gar selten seyn möchte, und man vielleicht darüber bey unsern De-

konomen, welche Gelegenheit hatten, solche Thiere in der Nähe zu beobachten, befrägdigenden Aufschluß erhalten könne, und daß um so eher, wenn ich deshalb eine Anfrage in diesen unsern vaterländischen Blättern ergehen ließe.

Ich willfahre hiemit den Wünschen jener würdigen Männer um so eher, weil dadurch ein interessanter Theil der Naturgeschichte unserer landwirthschaftlichen Hausthiere aufgehellert wird, und ersuche daher Aerzte, Thierärzte und Dekonomen, welche Gelegenheit hatten, über die gedachten Rindviehzwitler, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, solche in diesen Blättern mitzutheilen.

Oldenburg. B. A. Grevc.

Anweisung, wie man alle Sorten Kopfkohl frisch überwintern, und wider Frost, Fäulnis und Abwelken sicher bewahren kann.

Die folgende, durch mehrjährige Erfahrung, auch selbst in den letzten reg-

nigten Jahren, als äußerst zweckmäßig erprobte Methode, ist allen gewöhnli-

*) Auch die Römer scheinen einige Kenntniß von diesen Zwitlern gehabt zu haben, wenn sie gleich vom Bau dieser Thiere nichts angeben. — Taurus war bey ihnen der Name für das Ochfengeschlecht. Sie erwähnen aber auch der Taurae, worunter sie vielleicht diese unfruchtbaren Kühe verstanden haben. — Columella sagt, da er vom Viehe redet: „auch die Seltkühe (Taurae), welche den fruchtbaren im Wege sind, schafft man bey Seite, oder spannt sie vor den Pflug; denn wenn sie unfruchtbar sind, können sie eben so viel Arbeit ausstehen, als junge Ochsen. (S. Columella de re rustica, L. VI. Cap. 22. So auch Varro de re rust. Lib. II. Cap. 5.)

chen Verfahrensarten weit vorzuziehen, wovon sich jeder Land- und Gartenbesitzer durch den Versuch leicht überzeugen kann.

Man verfährt hierbey folgendermaßen: Sobald im Herbst der Weißwürsting, Savoy und anderer Kopfkohl seine gehörige Reife erlangt hat, welches an der Festigkeit der Köpfe leicht erkennbar ist, nimmt man ihn an einem heitern Tage mit der Wurzel heraus, und hängt ihn an einem luftigen, gegen Regen geschützten Ort mit der Wurzel auf.

Hier muß er acht Tage hängen, damit alle zwischen den Blättern befindliche Feuchtigkeit völlig herausziehe.

Alsdann wählt man zum Durchwintern ein hohes, trocknes Feld, welches gute Abwässerung hat. Ist der Boden niedrig und feucht, so muß das Stück mit einem anderthalb Fuß tiefen Graben umgeben, und durch die ausgebrachte Erde dergestalt erhöht werden, daß die Nässe von allen Seiten abziehen kann. Der Graben selbst muß die möglichste Abwässerung haben.

Der Boden, welcher zur Conservation des Kohles dienen soll, darf keine rohe Düngstoffe enthalten, wodurch Fäulniß entstehen könnte; auch muß derselbe nicht zu lehmigt seyn. Bloßer Kley- und thonigter Boden taugt gar nicht dazu, weil er die Feuchtigkeit

nicht filtrirt, sondern zu lange bey sich behält.

Nachdem nun ein, als tauglich ausersesehenes Feld tief und locker umgegraben ist, pflanzt man den Kopfkohl mit sammt der Wurzel in 1½ Fuß weiter Entfernung von einander dergestalt schräg ein, daß der obere Theil der Köpfe nur einen Zoll über die Oberfläche der Erde hervorsteht.

In dieser Lage bleibt er den ganzen Winter über von derselben Güte, wie man ihn im Herbst haben kann, wo gegen er bey andern Conservationsmethoden größtentheils abwelkt oder fault.

Gelinder Frost schadet ihm in der Erde nicht; hingegen ist es erforderlich, daß er bey anhaltend starkem Froste mit etwas Baumlaub, langem Dünger oder Gestrohde bedeckt werde. Diese Bedeckung wird bey einigermaßen gelinderem Wetter wieder hinweg genommen.

Ein jeder, der im Winter frischen Kopfkohl haben will, wird durch den Versuch obiger Methode völlig befriedigt werden, und dieses um so mehr, da auch die feinsten Kopfkohlarten, welche allen andern Durchwinterungsarten unterliegen, hier sehr gut bleiben.

B — e.